

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER



Virginie Grimaldi

Der Duft des Glücks  
ist stärker,  
wenn es regnet

Roman

Aus dem Französischen von  
Maria Hoffmann-Darteville

 | KRÜGER

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Erschienen bei FISCHER Krüger  
Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel  
›Le parfum du bonheur est plus fort sous la pluie‹  
im Verlag Fayard, Paris.  
Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8105-3058-5

## Prolog

*20 Uhr 40*

Er kommt zu spät, wie immer. Er kam zu spät zu unserer ersten Verabredung, zu spät zu unserer Hochzeit, und er wäre imstande, zu spät zu seiner eigenen Beerdigung zu kommen.

»Möchten Sie etwas trinken, während Sie warten, Madame?«

Schon zum dritten Mal reißt mich der Kellner aus meinen ungeduldigen Grübeleien. Ohne Ben etwas zu bestellen ist mir peinlich, aber noch peinlicher ist es, ein Gast zu sein, der einen Tisch blockiert, ohne etwas zu essen oder zu trinken. Ich bestelle einen Orangensaft.

»Wenn mein Mann da ist, nehmen wir eine Flasche Dom Pérignon.«

Der Kellner nickt und entfernt sich in Richtung Theke. Ich schwanke zwischen Stolz und Scham, weil ich die Champagner-Karte gezogen habe, um mir seine Geduld zu erkaufen.

*21 Uhr*

Ich mag gar keinen Champagner. Ich mag überhaupt keinen Alkohol, nichts, was mich dazu bringen könnte, die Kontrolle zu verlieren. Aber heute Abend mache ich eine Ausnahme. Man feiert ja nicht alle Tage seinen zehnten Hochzeitstag!

Zum zweiundsiebzigsten Mal schaue ich auf das Display mei-

nes Handys. Der Empfang ist okay. Keine Nachricht. Er müsste gleich hier sein. Eine Stunde Verspätung, für ihn ist das eher ein schlechter Mittelwert.

Letztes Jahr ist er statt um halb acht um neun erschienen. Selbst wenn man sich früher als geplant mit ihm verabredet, schafft er es jedes Mal, seinem Ruf gerecht zu werden.

Bei mir ist es genau umgekehrt, ich bin oft die Erste. Ich kalkuliere immer ein, dass vielleicht etwas dazwischenkommt, so kann mich nichts unvorbereitet erwischen. Der Gedanke, dass man auf mich warten muss, treibt mich fast in eine Panik-attacke.

Wir halten uns die Waage: Ich komme zu früh, er zu spät, wenn wir das zusammenrechnen, sind wir pünktlich.

### *21 Uhr 15*

Hier gehen wir jedes Jahr essen.

Für die meisten Gäste ist es einfach nur ein gutes Restaurant mit Panoramablick auf die Bucht von Arcachon. Für Ben und mich ist es »unser« Restaurant.

Vor elf Jahren hat er mir hier beinahe einen Heiratsantrag gemacht, nachdem er sein Sparkonto geleert hatte, um mir eine Meeresfrüchteplatte zu spendieren und einen Verlobungsring aus Golddoublé und Zirkonium zu schenken. Nach vier Jahren des Zusammenlebens stand für uns beide fest, dass wir uns unsere Falten und Erinnerungen gemeinsam zulegen wollten.

Der Kellner sieht mich komisch an. Ich bin drauf und dran, ihn zu fragen, ob ich irgendwas im Haar habe, als mir klar wird, was ihn beunruhigt: Vermutlich liegt seit fast einer Stunde ein einfältiges Lächeln auf meinem Gesicht. Ich warte auf jemanden, der nicht erscheint, und strahle vor mich hin. Der Typ muss mich für eine Heilige halten.

21 Uhr 30

Ich hoffe, Ben hat heute bessere Laune als sonst in letzter Zeit. Wir müssen wieder zueinanderfinden, nur wir zwei, jenseits der Alltagsturbulenzen.

Seit Wochen zähle ich die Tage. Der Abend unseres Hochzeitstages ist immer eindeutig der beste des Jahres. Da halten wir die ganze Zeit Händchen (weshalb das Verspeisen des Flusskrebsses abenteuerliche Züge annimmt), kramen alte Erinnerungen heraus, über die wir jedes Mal ein bisschen mehr lachen, erklären uns gegenseitig unsere Liebe, tauschen Blicke, die uns dahinschmelzen lassen, entwerfen unsere Zukunft bis ins kleinste Detail und starten aufs Neue mit randvollem Liebestank.

Für unser Zehnjähriges habe ich mir als Zugabe eine Überraschung überlegt. Zimmer 211 im ersten Stock. Unter meinem Kleid trage ich meine rote Spitzenkombi, seine liebste. Das wird ihn umhauen.

22 Uhr

Mein Glas ist leer. Schon das zweite. Ich habe Ben angerufen, er ist nicht drangegangen. Ich habe ihm zwei SMS geschickt, um ihn zu fragen, wo er bleibt. Ob er den Abend vergessen hat. Er hat nicht geantwortet.

Ich versuche, meine Sorgen zu verdrängen. Er war schon immer unvorsichtig am Steuer, bestimmt ein Nebeneffekt seines Hangs zur Verspätung. Und ich war immer ängstlich. Auch in dieser Hinsicht halten wir uns die Waage.

Der Kellner beobachtet mich fragend.

»Keine Sorge, er kommt schon noch«, sage ich zum wiederholten Mal.

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob wirklich er derjenige ist, den ich zu beruhigen versuche.

22 Uhr 30

Das Restaurant schließt bald, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf. Es kann einfach nicht sein, dass er nicht kommt. Ich weiß ja, dass er zurzeit lauter andere Dinge im Kopf hat, aber nichts könnte ein Fernbleiben am heutigen Abend entschuldigen. Ich hoffe, er hat eine gute Ausrede und präsentiert sie mir am Krankenhausbett.

Kein Zweifel, er ist unterwegs und wird jeden Moment durch die Tür kommen. Das würde er mir nicht antun. Das würde er *uns* nicht antun. Mich an unserem Hochzeitstag versetzen, das wäre eine zu eindeutige Botschaft. Er hat noch dreißig Minuten.

Zwanzig.

Fünfzehn.

Zehn.

Acht Minuten.

22 Uhr 52

Die Tür geht auf, der Kellner lächelt mir zu. Ich wusste es.

Diese graue Hose. Dieses weiße Hemd. Diese schwarzen Schuhe. Die Silhouette, die da auf mich zukommt, erkenne ich sofort. Das ist nicht Ben.

»Ich war mir sicher, dass ich dich hier finden würde. Komm, wir gehen nach Hause.«

Ich schüttelte den Kopf. Es bleiben noch acht Minuten, er kann noch auftauchen.

»Los, komm, Pauline, Maman macht sich Sorgen.«

»Warte, Papa, er ist gleich da. Ganz bestimmt.«

Mein Vater greift nach einem Stuhl und setzt sich mir gegenüber an den Tisch. Er legt mir eine Hand auf die Schulter und umklammert sie, als wolle er mich in die Wirklichkeit zurückholen.

»Du weißt, dass er nicht kommen wird, mein Schatz. Du tust dir nur selbst weh, wenn du weiter hoffst ... Er hat dich vor drei Monaten verlassen. Komm, wir gehen nach Hause.«

Einen Monat später.

Am härtesten ist es beim Aufwachen. Diese ersten Sekunden, in denen mein Verstand den Blick auf mein Leben noch nicht scharfgestellt hat. Und im nächsten Moment pralle ich gegen die Wirklichkeit.

Besonders schlimm finde ich es, wenn der Morgen auf eine Nacht voller Träume folgt, in denen er noch da ist. Ich schlage die Augen auf, und statt der weißen Vorhänge, der Fotos von Korsika und seines nur wenige Zentimeter neben mir liegenden Oberkörpers habe ich eine rosa Wand und ein Filmplakat von *Titanic* vor mir und liege allein in einem Einzelbett. Ich weiß nicht, was schlimmer ist, der Verlust meines Mannes und das Auseinanderbrechen unserer Familie oder mit fünfunddreißig wieder in meinem Jugendzimmer zu wohnen.

Es heißt, Kummer wird mit der Zeit erträglicher. Bei mir ist es umgekehrt. Es hat eine Weile gedauert, bis es mir schlecht zu gehen begann. Anfangs war ich fest davon überzeugt, dass Ben zurückkommt. Bestimmt war alles ein schrecklicher Irrtum, er meinte nicht wirklich, was er sagte, irgendwann würde ihm das bewusst werden, und wir würden beide darüber lachen. Er mehr als ich.

Dann kam die Wut. Aha, du willst Spielchen mit mir spielen? Du glaubst, ich brauche dich? Von wegen, mein Lieber, sieh mal, wie gut es mir geht, sieh mal, wie ich weiterlebe, als hätte sich nichts geändert. Ich war so überzeugend, dass ich mir beinahe selbst geglaubt hätte. Es war verblüffend einfach, ohne ihn zu leben. Leute, die endlos unter Liebeskummer litten, waren reichlich nervig. Mein Glück würde ich mir nicht von einem Mann zerstören lassen.

Dann begann die Stabilität, Stückchen für Stückchen zu zerbröckeln. Mal wollte ich einfach nur im Bett bleiben, mal packten mich plötzlich Wut, grundlose Tränenausbrüche, Panikattacken ... Nach und nach breitete sich dann die Leere in meinem Körper aus. Die Freude ist weg, die Lebenslust verschwunden, die Hoffnung verpufft. Ich lebe, weil ich muss, ich existiere nur noch rein mechanisch. Innen drin, unter der Hülle, die den Schein wahr, bin ich erloschen.

Die Leute beglückwünschen mich dazu, dass ich nicht den Boden unter den Füßen verloren habe, dass ich mich im Sturm über Wasser halte. Sie finden mich mutig. Ich bin genau das Gegenteil. Ich kämpfe nur, weil ich Angst habe. Weil ich eines weiß: Wenn ich damit aufhöre, geht es richtig bergab.

Nur ein Moment, ein einziger an diesen langen Tagen, schafft es, ein Glücksgefühl in mir auszulösen.

Punkt halb acht. Mein Vater schläft noch, meine Mutter steht unter der Dusche. Ganz leise öffne ich die Tür zu dem Zimmer, das früher meiner Schwester gehört hat. Der Raum liegt im Dunkeln, ich orientiere mich am leisen Schnarchen, das vom Bett kommt. Ich ertaste den kleinen, warmen Körper unter der Decke. Ich streichle seine Wangen, sein Haar, ich höre, wie sein Atem schneller geht, höre das verschlafene Knurren, und dann

trifft mich sein kleines Stimmchen mitten ins Herz: »Morgen, Maman!«

Seine Arme umschlingen meinen Hals, seine Lippen schmatzen mir einen lauten, feuchten Kuss auf die Wange. Ich schiebe meine Nase in seinen Nacken, der noch nach Baby riecht, und atme tief ein. Mein Tank ist wieder gefüllt. Ich bin für den Tag gerüstet.

Meine Mutter trinkt gerade ihren Kaffee und blättert in einer Zeitschrift, als wir in der Küche zu ihr stoßen. Jules streichelt Mina, den Boxer meiner Eltern, und klettert zu seiner Großmutter auf den Schoß, Richtung Butterbrot.

»Hallo, mein Schatz, hast du gut geschlafen?«

»Guck mal, Oma, ich hab ein *Peidermän-T-Shirt* an!«

Ich nuschele einen Morgengruß, sie lächelt mich an.

»Willst du ein Brot?«

Jeden Morgen das gleiche Spiel. Sie weiß, dass ich keinen Hunger habe, dass ich mich zwingen, wenigstens eine Kleinigkeit zu essen, um nicht krank zu werden, aber sie weiß auch, dass ich ihr Angebot nicht ablehnen kann, weil es so wahnsinnig ungewöhnlich für sie ist.

Meine Mutter und Frühstückmachen, das hat es, solange ich denken kann, nicht gegeben. Ich bin mir sicher, bevor Jules und ich hier eingezogen sind, wusste sie nicht mal, wo sich die Teller und die Messer befinden. Und jetzt erlebe ich seit vier Monaten, wie sie nur für mich und für Jules Sachen macht, zu denen ich sie nicht für fähig gehalten hätte. Sie hat die Betten bezogen, bevor wir ankamen, hat meine Sachen in die Schränke geräumt, zweimal sogar selbst Essen gemacht (Nudeln und Pizza), ein T-Shirt von Jules gebügelt, sie schmiert uns jeden

Morgen Butterbrote und kocht Kaffee. Und einmal habe ich zu meiner großen Überraschung erlebt, wie sie im Garten auf uns wartete und dabei tat, als würde sie die Rosen schneiden – dabei wäre sie imstande, eine Pflanze mit bloßen Blicken eingehen zu lassen. Unser Verhältnis ist schwierig, aber nicht so schwierig, dass ich ihre Angebote verschmähe.

Ich nicke. Zufrieden beginnt sie, eine Scheibe Brot abzuschneiden, da gesellt sich mein Vater zu uns, in seinem braunen Morgenmantel, den er schon mindestens seit meiner Geburt besitzt.

»Lass, Liebling, ich mach das schon.«

Unter keinen Umständen ist er bereit, ihr seine Rolle abzutreten. Die gute Fee im Haus, das ist er. Essen machen, Fegen, Salatsoße zubereiten, Fensterläden streichen, Waschmaschine ausräumen, diese Dinge sind seine ganze Leidenschaft. Seitdem er Rentner ist, kann er sich ihnen voll und ganz widmen und ist nicht willens, sich von einer Anfängerin die Schau stehlen zu lassen. Immer, wenn jemand sich darüber wundert, erklärt meine Mutter, sie opfere sich, um ihrem Mann die Freude zu lassen, sich um das Haus zu kümmern, und er entgegnet, sie lasse ihm ja keine andere Wahl. Im Grunde aber füllen die Bedürfnisse des einen die Lücken des anderen aus und umgekehrt, wie bei zwei perfekt aufeinandersitzende Legosteine.

Ich hatte auch meinen passenden Legostein gefunden: Ben. Aber dann ist ein 38-Tonner drübergerollt und hat alles zunichtegemacht.